

Leseprobe aus:  
Rafik Schami  
Sophia



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER





Rafik Schami

# SOPHIA

*oder*

*Der Anfang aller  
Geschichten*

Roman

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24941-7

© Carl Hanser Verlag München 2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

*Für  
Root und Emil,  
die stets meine Geschichten vorkosten  
&  
für alle,  
die eine Fata Morgana  
für ihr verlorenes Paradies halten*



# *Vom Traum, das Gleichgewicht zu halten*

Geduld und Humor sind zwei Kamele,  
mit denen man jede Wüste überqueren kann.  
*Arabisches Sprichwort*

Damaskus, Sommer 2006

Aida fuhr an diesem Tag besonders unsicher, sie hielt zwar das Gleichgewicht auf dem Fahrrad, aber sie schaute dauernd auf den Lenker, und ihr Vorderrad malte eine Schlangenlinie auf den Boden. Karim ermahnte sie: »Nach vorne schauen, vergiss den Lenker, er folgt sklavisch deinem Blick«, aber ihre Augen richteten sich wie hypnotisiert auf den glänzenden Bügel zwischen ihren Händen.

Es war die Feuertaufe, wie Aida die Fahrt durch die Jasmingasse nannte. Sie trug an diesem Tag weiße Espadrilles, eine blaue Hose und ein rot-weißes Streifenshirt. Ihr langes graues Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie geriet immer wieder ins Schlingern und lachte dabei laut, als wollte sie ihr Herzklopfen überspielen. Karim hielt das Fahrrad fest am Sattel.

Es war ein robustes Hollandrad, das er vor dreißig Jahren gebraucht gekauft hatte. Er liebte das Fahrrad und ließ in all den Jahren niemand anderen darauf. Und er hatte sich nie vorgestellt, dass das jemals anders würde, bis ihn Aida vor etwa einem Monat fragte, ob es etwas gebe, was er nicht beherrsche und immer gewünscht habe zu können. Sie waren bereits über ein halbes Jahr zusammen.



»Ein Musikinstrument spielen«, antwortete er und zögerte kurz, »genauer gesagt, meine Lieblingsmelodien mit einer Oud hervorzaubern«, fügte er leise hinzu und schluckte den Rest hinunter: »wie du es kannst«, weil er sicher war, es war zu spät. Er hatte zwar geschickte Hände, aber sie waren bereits über fünfundsiebzig Jahre alt.

Schon als Kind hatte er davon geträumt, doch im Elternhaus war Musizieren verpönt, die wohlhabende Familie besaß zwar ein Radio, und sein Vater hörte neben den Nachrichten und Berichten gelegentlich das eine oder andere Lied oder Musikstück, aber er erlaubte niemandem, zu singen oder Musik zu spielen. Karims Mutter besaß eine wunderschöne Stimme, aber sie sang nur heimlich, wenn der Vater außer Haus war. Als sein Bruder Ismail es einmal wagte, leise die Flöte zu spielen, die er gekauft hatte, bekam er Prügel. »Das ist Zigeunerzeug«, sagte sein Vater verächtlich.

Aida strahlte ihn an. »Das kann ich dir in drei Monaten beibringen. Wenn du dann täglich fleißig übst, finden die Melodien den Weg zu deinen feinen Fingern. Das braucht aber etwas Geduld«, sagte sie, zögerte, »und Humor«, ergänzte sie und streichelte ihm das Gesicht.

»Und du, was hast du dir immer gewünscht und nie gewagt zu tun?«, fragte er verlegen lachend, um seine Unsicherheit zu überspielen.

»Rad fahren. Das war mein Traum als Mädchen. Ich beneidete meinen Bruder, seine Freunde und all die Jungen in meiner Nachbarschaft um dieses federleichte Schweben, aber als ich den Wunsch einmal geäußert habe, reagierte meine Mutter laut und ungehalten, und das war sie immer, wenn sie Angst bekam. Ich solle mir das aus dem Kopf schlagen. Frauen blieben zu Hause, und da bräuchten sie kein Rad. Rad fahren könne böse Folgen haben, erklärte sie bedeutungsvoll. Und als ich erstaunt und zugleich naiv fragte, was das für Folgen seien, behauptete sie, manch eine junge Frau sei durch das Radfahren nicht mehr Jungfrau gewesen. ›Erkläre dann den blöden Männern, dass du noch unberührt bist«, sagte sie verzweifelt. Es war nichts zu machen.

Ich habe es nicht geglaubt. Es war wie alles, was meine Mutter sagte, wenn sie Angst bekam. Sie dramatisierte so sehr, dass man sich bald in

einem Dschungel aus Aberglaube, Furcht und Scheu befand und schwer durch diese Düsterei zur Wahrheit gelangen konnte. Kaffeetrinken führt bei jungen Mädchen zu Bartwuchs, zerbrochene Spiegel bringen sieben Jahre Unglück, Rauchen macht die Frau unfruchtbar, spaßiges Schielen kann zu Dauerschielern werden, schwangere Frauen sollten alle Früchte bekommen, die sie zu essen wünschen, sonst wird das Baby Feuermale in Form der ersehnten Frucht im Gesicht oder auf dem Leib tragen. Onkel Barakat, Tante Marias Ehemann, soll damals in vier Tagen nach Jaffa und zurück geritten sein, um seiner schwangeren Frau Jaffa-Orangen zu bringen. Sie bekam einen Korb der berühmten süßen Früchte und dazu später ein gesundes Baby.

Ich fand Radfahren elegant, und das Gleichgewicht zu halten glich dem Gang eines Zirkusartisten auf dem Hochseil. Und vor allem diese Erhabenheit!«

»Das hast du in zwei bis drei Wochen«, sagte er und merkte erst spät seinen Leichtsinn. Beim Oudspielen kann man sich weder Arm noch Bein brechen, beim Radfahren schon. Sie strahlte ihn mit ihren dunklen Augen an, stürmte zu ihm und küsste ihn innig auf die Lippen, so dass all seine Gewissensbisse wie Fledermäuse aus seinem Kopf hinausflatterten.

»Bring es mir bei«, flehte sie ihn an, und er sah die Freudentränen in ihren Augen.

Merkwürdig, wie lange man mit seinen geheimen Wünschen lebt. Über sechs Monate waren sie bereits ein Paar, und sie hatten sich offen von ihrem bisherigen Leben erzählt, und auf einmal entdeckten beide, dass sie immer noch nicht genug voneinander wussten.

»Ich hatte vielleicht Angst davor, dass du mich auslachst«, sagte Aida, eher um sich selbst das Zögern zu erklären. Karim nickte. »Du sprichst mir aus der Seele. Ich habe es ab dem zwanzigsten Lebensjahr niemandem mehr verraten. Und wenn jemand mich nach meinen unerfüllten Wünschen fragte, so sagte ich tanzen und wie eine Schwalbe fliegen. Tanzen wollte ich später, nach dem Tod meiner Frau Amira nicht mehr.«

»Und ich konnte mich beim Tanzen nie entspannen. Ich habe immer mitgezählt und darauf geachtet, dass die Schritte stimmten. Irgendwann mit zehn, zwölf Jahren gab ich es auf. Aber das Radfahren, das blieb mein Traum.«

Aida war eher klein. Wenn sie barfuß ging, war ihre Stirn auf der Höhe seiner Schulter. Sie war schlank und athletisch, und wenn man nicht wusste, dass sie Mitte fünfzig war, hielt man sie für eine Vierzigjährige. Wenn man ihr Komplimente machte, erwiderte sie: »Liebe verjüngt! Verliebt euch und ihr werdet sehen«, und lachte.

Aida war immer schon verwegen. Das erfuhr auch Karim bald und hatte immer Angst um sie, wegen ihres Übermuts.

Nach einer Woche mit Übungen auf dem großen, fast immer leeren Parkplatz einer pleitegegangenen Textilfabrik vor dem Osttor, nicht weit von ihrem und Karims Haus entfernt, wollte er, dass sie auch lernte, durch eine belebte Gasse zu fahren. Er begleitete sie zu ihrer Gasse, die etwas breiter war und auf der westlichen Seite parallel zur Jasmingasse verlief. Aida fuhr ganz ruhig, und Karim hielt sie am Sattel. Mehrere Frauen und Männer beobachteten sie am Fenster oder an der Tür stehend und schüttelten missbilligend den Kopf. Aber das beeindruckte Aida nicht. Bald konnte Karim loslassen, ohne dass sie es merkte. Er rannte neben ihr her, und als sie ihn sah, wäre ihr fast schwindelig geworden. »Halte mich fest«, rief sie verzweifelt, »bist du verrückt?«, und sie fuhr fast gegen die Wand. Karim hielt sie fest, sie bremste und kam zum Stehen. Sie atmete erleichtert auf.

Es dauerte weitere fünf Tage, bis sie Karim nach den ersten Metern zurufen konnte, jetzt könne er loslassen, und sie fuhr durch die Gasse, klingelte dauernd und drehte dann an der Ecke zur Judengasse um. Breit lachend kehrte sie zu ihm zurück. Im Kurvenfahren aber blieb sie schwach, zweimal schrammte sie ihr Knie an der Mauer auf, weil sie den Bogen zu groß nahm, ihre Knie bluteten und ihre braune Hose bekam einen Riss, aber sie stürzte nicht. Nachdem sie eine Woche später tadellos fuhr, schlug Karim vor, sie solle nun in der Saitungasse üben, wo

auch Autos fahren, wenn auch langsam. Die Saitungasse war formlos und breit. Sie beherbergte den Sitz des katholischen Patriarchen und die große katholische Kirche.

Aida war dagegen. »Dort wimmelt es nur so von Pfarrern und Bischöfen, ihr Anblick macht mich nervös.« Sie lächelte bei der Vorstellung im Beichtstuhl, den sie seit fünfzig Jahren nicht mehr aufgesucht hatte, zu knien und zu sagen: »Pater, ich habe gesündigt.«

»Was haben wir getan? Wie haben wir gesündigt? In Gedanken? Körperlich?«

»Ja, körperlich, mit einem Fahrrad«, würde sie antworten. Ihre Freundin Sahra hatte ihr erzählt, Radfahren würde Frauen sexuell befriedigen. »Du weißt schon«, sagte sie, »der Sattel tut seine Aufgabe besser als mancher Mann.« Sahra glaubte daran, ohne je selbst ein Fahrrad gefahren zu haben.

»Und wie wäre es mit der Jasmingasse?«, holte Karim sie ins Jetzt.

»Das wäre nicht schlecht.« Sie wollte den Frauen vorführen, dass sie nun eine Radfahrerin geworden war. »Am besten um drei Uhr nachmittags, wenn sie alle vor ihren Türen sitzen«, sagte sie und lachte über die Gesichter mit den offenen Mündern, die sie vor ihrem inneren Auge sah. Karim verdrehte die Augen. Es war seine Gasse. »Wenn ich das bestehe, werde ich auch freihändig durch die Hölle fahren«, sagte sie. Sie kannte die Gasse schon lange, und die Frauen näher seit einem halben Jahr, seitdem sie Karims Geliebte war.

Die Jasmingasse liegt im christlichen Viertel der Stadt Damaskus an der historischen Geraden Straße zwischen der Abbara- und der Saitungasse und verläuft parallel zu beiden.

Man gelangt durch einen Steinbogen über einen schmalen, nicht einmal einen Meter breiten dunklen Korridor ins Innere dieser Gasse, die dann etwa vier Meter breit wird. Dieser Flaschenhals hat die Gasse gerettet, sie blieb vom Auto- und Motorradverkehr verschont. Auch die meisten Touristen haben den Eingang übersehen, der eher dem Tor eines Hauses als dem Durchgang zu einer Gasse ähnelt. Über dem Bo-

gen sperren zwei Fassadenhälften den fremden Blick aus und perfektionieren die Tarnung.

Bis zu den fünfziger Jahren schmückte den Eingang sogar ein mit Schmiedeeisen und Bronze verziertes Tor, das aber nach der Ausstellung »Tore von Damaskus« 1959 plötzlich verschwunden war. Auch Jahrzehnte später hielten sich noch hartnäckig die Gerüchte, dass ein Ölscheich dem Ausstellungsdirektor viel Geld für das schmucke Stück gezahlt und es nach Kuwait mitgenommen hätte.

Aber auch neugierige Touristen, die durch den Tunnel gingen, stellten bald enttäuscht fest, dass die Jasmingasse außer einem ungewöhnlich gepflegten, mit Steinplatten gepflasterten Boden und vielen Sitzbänken, Kletterpflanzen und Blumentöpfen, die fast kitschig anmuteten, nichts zu bieten hatte. Es gab keine auffällig raffinierten Bauten, sondern zu beiden Seiten nur die schlichten Lehmfassaden einstöckiger Häuser, die fast alle gleich aussahen. Die Touristen wussten nicht, dass die Bescheidenheit der Fassade eine raffinierte Tarnung war, jahrhundertealt und wirksam. Sie hielt Neider und Steuereintreiber fern. Drinnen, hinter den Türen, öffneten sich Innenhöfe unter freiem Himmel, die vom sinnlichen Leben der Damaszener zeugten.

Die Jasmingasse endete nach fünfhundert Metern am runden Klosterplatz, der zum großen Teil von Häusern und zwei Läden für Lebensmittel und Haushaltswaren umsäumt war. Karims großes Haus stand an der Ecke. Seine Haustür war die letzte auf der linken Seite der Gasse. Eine zweite Tür in der langen hohen Steinmauer am Platz führte zu seinem Garten. Unmittelbar daneben befand sich eine uralte, etwas verwiterte Bank. Sie war aus einem einzigen weißen Steinblock gemeißelt. Karim genoss oft im Sommer am späten Nachmittag seinen Kaffee auf dieser Bank. Das kleine Panorama einer Klosterruine bot sich dem Betrachter, spärliches Grün lugte zwischen den großen Steinquadern und Mauerresten hervor. Das Kloster, das im zehnten Jahrhundert gebaut worden und dem heiligen Johannes geweiht war, wurde durch ein Erdbeben im Jahre 1157 völlig zerstört. Damals zählte man allein in Damaskus und Umgebung achtzigtausend Tote. Das waren zwei Drittel der Be-

völkerung, doch die Damaszener erhoben sich aus den Trümmern, wie so oft in der Geschichte, und bauten ihre Stadt wieder auf. Das Kloster jedoch wurde nie wieder aufgebaut, seine Steine wanderten in die vielen Häuser des christlichen Viertels, als sollten das Kloster und Johannes, sein Patron, in jedem dieser Häuser weiterleben.

Die historische Stadtmauer im Hintergrund war an dieser Stelle unattraktiv, eilige und dürftige Reparaturen mit diversen kleinen Steinen aus verschiedenen Jahrhunderten raubten ihr jedwede Schönheit, obwohl man an jeder dieser Zerstörungen, die den Reparaturen vorausgingen, Tragödien ablesen konnte. Auch erreichte der durch Erdbeben und Brand angesammelte Schutt aus Lehm und Asche diesseits der Mauer bis zu zwei Drittel ihrer Höhe. Die Damaszener durften den Schutt nie aus der Stadt hinaustragen, um die umliegende fruchtbare Ebene, die die Stadt ernährte, nicht zu zerstören. Die Stadtmauer war von außen, zur belebten Ibn-Assaker-Straße hin, über neun Meter, von innen aber am Rande des Klosterplatzes nicht einmal drei Meter hoch.

Zwei Pappeln ragten in der Mitte der Ruine vor der Mauer hoch in den Himmel, erhaben über diese niedrige Umgebung. Fremde interessierten sich kaum dafür, dass die Sonne am 23. Juni um Punkt sieben Uhr genau zwischen die Stämme schien und die Spitze der schlichten Grabstele, einer zwei Meter hohen rechteckigen Säule aus Granit, die sich nach oben verjüngte, aufblitzen ließ. Das unscheinbare Grab unter der Stele war oft mit Blumen bedeckt. Die meisten Besucher wissen wenig über dieses Liebespaar, das der Tod vereinigte, als das Leben die Erfüllung ihrer Liebe untersagte. Die Bewohner des christlichen Viertels aber wissen die Geschichte von Fadi und Fatima zu erzählen, die zwei verschiedenen Religionen angehörten und deshalb nicht miteinander leben durften. Dort, wo sie umschlungen lagen, begrub man sie. Man erzählt so viele Geschichten über diese Liebe und darüber, wie die Pappeln wuchsen, um bei jeder Windbö flüsternd an Fadi und Fatima zu erinnern. Der Grabstein trug keine Namen, aber jedes Kind im Viertel kannte die Namen der Märtyrer der Liebe. Und jedes Jahr bewegte

sich eine Prozession von Hunderten von Frauen aus dem ganzen christlichen Viertel zu diesem Grab, und sie warteten geduldig, bis die Sonne schien, und dann sangen sie ein langes Klagelied über das Unrecht, das die beiden erlitten hatten. Zwei Stunden dauerte die Prozession, und die Frauen kehrten mit verheulten Augen nach Hause zurück. Aber das ist eine andere Geschichte.

Durch die glückliche Fügung, vom motorisierten Verkehr verschont geblieben zu sein, wirkt die gepflegte Gasse wie der Innenhof einer Wohnkolonie. Abgesehen von den drei Monaten im Jahr, die kalt und regnerisch sind, pflegten die Frauen und die alten Männer gegen fünfzehn Uhr auf die Gasse zu gehen und sich vor den Eingang ihrer Häuser zu setzen. Die Kinder samt Bällen, Murmeln und Tretrollern wurden für zwei Stunden vertrieben und spielten auf dem Klosterplatz oder in den Ruinen. Die Gasse wurde nun mit Wasser bespritzt, nicht nur, um sie sauber zu waschen, sondern um eine angenehme Kühle herbeizuführen. Es wurden Kaffee und Tee getrunken, Gerüchte gesammelt und verbreitet und viel gelacht. Gegen siebzehn Uhr war die Sitzung beendet, und die Kinder kehrten mit ihrem Lärm und Lachen in die Mitte der Gasse zurück.

Kein Verkäufer und kein Radfahrer wagten es in diesen zwei Stunden, die Ruhe und Stimmung zu stören. Die Zunge der Frauen in dieser Gasse war nicht nur im christlichen Viertel gefürchtet. Ihre Schärfe kannten viele Straßenhändler, Postboten, Polizisten und Bettler. Man sagte, die Damaszener haben ihre legendären Stahlmesser, und die Jasmingasse hat die Zungen der Frauen. Karim wusste das. Aida aber wollte unbedingt zu dieser Stunde an den Frauen vorbeiradeln. Sie wusste, dass viele Frauen sie um ihre Liebe zu Karim beneideten. Solange sie nur verwitwet gewesen war, hatten die Frauen in ihrer und in dieser Gasse Mitleid mit ihr gehabt, dass sich aber eine Witwe verliebte, »noch bevor die Erde auf dem Grab ihres verstorbenen Mannes trocken war«, das verbot die Moral. Doch Liebe fragt nicht einmal das Herz um Erlaubnis, und am allerwenigsten kümmert sich die Liebe um Gräber. Aber das Komischste war: Diese Frauen waren dieselben, die jedes Jahr am

23. Juni den Tod der zwei Verliebten beklagten, obwohl auch in jener Legende der Mann ein Muslim und die junge Frau eine Christin war.

Nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer im christlichen Viertel verachteten Aida, die sich ausgerechnet in den Muslim Karim verliebt hatte. »Als ob es keine christlichen Männer mehr gäbe«, brummen sie, wenn sie Aida sahen. Sie, die immer mit geschwellter Brust das gelungene Zusammenleben der Angehörigen vieler Religionen in der Gasse lobten, betrachteten diese Liebe als Überschreitung der roten Linie, die sie sich selber setzten. Als ob die Liebe nach dem Pass schießt, bevor sie ein Herz erobert.

Und Karim? Er hatte eine Antwort parat, ob beim Gemüsehändler oder beim Friseur: »Ich bin kein Muslim, auch kein Christ, Druse oder Jude, meine Religion ist die Liebe, verstehst du?« Aber ob man aus Höflichkeit nickte, den Kopf schüttelte oder verlegen lächelte, man verstand ihn nicht.

Durch die seit dem Herbst des vergangenen Jahres entflammte Liebe zu Karim schien Aida sich Tag für Tag zu verjüngen. Das war den Frauen in der Gasse aufgefallen, nicht nur ihre Kleider wurden bunter, nein, auch ihr Gang, ihr Lachen und ihre Aufmerksamkeit hatten plötzlich etwas von einem frechen Mädchen, das neugierig und furchtlos durchs Leben ging. Aber hätten die Frauen das ehrlich zugegeben, wäre es ein Geständnis ihrer Niederlage gewesen. Deshalb behauptete man in beiden Gassen, Aidas lockere Moral und ihre Nichtachtung der eigenen christlichen Religion seien der Grund der Abneigung gegen sie. Es spielte dabei keine Rolle, dass die meisten Frauen und Männer vom Christentum nur das »Gegrüßet seist du, Maria« und das »Vaterunser« kannten.

Nachbarinnen, die jeden Passanten zum Tee oder Kaffee einluden, weigerten sich nun, Aida einzuladen. Nein, man mochte die Witwe nicht mehr, die sich diesen attraktiven und witzigen Witwer geschnappt hatte, noch bevor einige Frauen ihre Pläne mit ihm zu Ende gedacht hatten. Das alles wusste Aida, und deshalb wollte sie unbedingt diese Feuertaufe durchstehen.



»Ich werde auf dich aufpassen«, versprach Karim, weil er seine Gasse gut kannte und auch spürte, wie unsicher Aida auf einmal war. Er stand mit ihr an jenem wichtigen Tag mit dem Fahrrad auf der historischen Geraden Straße vor dem Eingang zur Jasmingasse. Wie so oft trug er auch an diesem Sommertag Hemd wie Hose aus Khaki-Baumwolle. Er schaute sie fest an. »Willst du das wirklich?«

»Ja«, sagte sie, »unbedingt.«

»Dann darfst du dich nicht umdrehen. Kennst du die Geschichte mit Lots Ehefrau?«

»Ja, sie ist zur Salzsäule erstarrt, weil sie keinen Namen hatte, ich aber heiße Aida und werde mich in Schokolade verwandeln, damit du mich abschleckst«, sagte Aida und küsste ihn auf den Mund.

»Oh Gott! Wir müssen uns beeilen! Du schmeckst bereits nach Schokolade«, sagte er. Männer schauen nie zurück, dachte Aida, sie folgen jedem, der sie überzeugt, und verlieren die Bindung zur Vergangenheit schnell. Frauen drehen sich immer wieder um, aus Sorge, Sehnsucht, Neugier und Mitgefühl. Deshalb zögern sie öfter als Männer. Das war immer so.

»Darf ich bitten, Madame Schokolade«, sagte Karim. Sie fuhr los. Der Schneider Benjamin, der gerade eine kleine Pause an der Tür seines Ladens machte und einen Mokka trank, schüttelte den Kopf. Sein Urteil war eindeutig: ein schiefes Lächeln.

Karim eilte hinter ihr her. In dem schmalen Durchgang, den die Bewohner »Korridor« nannten, spürte er ihre Unsicherheit. Er packte das Fahrrad an der Sattelstange, ohne dass sie es merkte. Die Gasse war von Frauen und alten Männern gesäumt. Sie schauten auf, einige tuschelten miteinander. Die entrüsteten Blicke umzäunten jeden Winkel ihres Körpers. Sie fühlte ihre Stiche und mied die Augen. Stattdessen starrte sie auf den Lenker und trat in die Pedale.

Eine alte Frau saß am Fenster und aß eine Apfelschnitte. Sie erstarrte bei Aidas Anblick, schüttelte den Kopf und rief etwas ins Hausinnere, eine beliebte junge Frau eilte herbei und gesellte sich zu ihr, sie schlug die Hände vor ihren Mund, als wollte sie einen Schrei unterdrücken.

Etwa auf halber Strecke, auf der Höhe des Schusterhauses, sprang die zwanzigjährige Tochter des Konditors plötzlich auf, rannte über die Gasse und setzte sich wiehernd auf einen freien Stuhl neben dem Haus ihres Vaters auf der anderen Seite. Karim kannte diese junge Witwe. Man erzählte, dass ihr Mann, ein Marineoffizier, bei einem Seemanöver ums Leben gekommen sei. Sie hatte vor Trauer um ihn den Verstand verloren. Oft übernachtete sie auf dem katholischen Friedhof auf dem Grab ihres Mannes. Manchmal nahm sie ihm sogar seine Lieblingsgerichte mit.

Aida hielt den Atem an, sie schwankte und riss den Lenker in die andere Richtung, aber das geschah mit zu viel Wucht, und das Vorderrad berührte leicht die Knie der Nachbarin Afifa, der Frau des Schusters Tuma, diese schrie auf und schüttete etwas Kaffee auf den Boden. Aida lenkte rasch wieder zur Mitte der Gasse hin und rettete sich im letzten Augenblick. Schweiß eroberte augenblicklich ihren Körper.

»Pass doch auf!«, rief Afifa entsetzt.

»Sie braucht eine Brille«, lachte eine Frau.

»Die kaufe ich ihr vom Krämer«, erwiderte eine Nachbarin.

»Sie ist verrückt geworden«, rief eine beliebte Frau, die Aida nicht kannte.

»Die Hormone machen ihr zu schaffen.«

»Fehlt noch, dass sie rote Shorts trägt!«

»Und Karim ist auch nicht mehr der Alte.«

»Er vertrottelt langsam.«

»Wenn alte Leute kurz vorm Ende geil werden, ist das wie der Furz eines Sterbenden, er ekelt die Trauernden und vertreibt die Engel, die gekommen sind, um seine Seele zu holen. Da bleibt nur der Teufel! Und das ist ...«, rief eine andere Frau. Alle lachten, und man verstand die letzten Worte nicht mehr.

Aida konnte die Stimmen nicht zuordnen, aber sie fühlte einen Krampf in der Magengegend. So viel Hass allein wegen des Radfahrens? Auch in anderen Gassen lachten die Leute über sie, aber solche giftigen Kommentare hörte sie zum ersten Mal. Es war Hass. Wo rührte dieser

Hass her? Was nahm sie ihnen, wenn sie Karim liebte oder Fahrrad fuhr? Hatte Karim nicht jahrzehntelang einsam unter ihnen gelebt? Hätte er eine dieser Frauen gewollt, hätte er ihr das gesagt. War der Neid der Vater ihres Hasses oder hatte der Hass schon lange in ihren Seelen gelauert und fand nun den Ausgang, das Ventil? Karim spürte, wie ihm eine Gänsehaut den Rücken hinunterlief. Am liebsten hätte er angehalten und den Frauen geantwortet. Die harten Worte drängten sich in seinem Hals wie Igel, die hinauswollten und nicht konnten. Sein Kehlkopf schmerzte. Er ging schweigend weiter, fast mechanisch hielt er sich an der Sattelstange. Dann, als das Lachen verebbte, lockerte er seinen Griff und lief neben Aida her bis zum Ende der Gasse. Dort blieb er stehen, und Aida fuhr auf dem Klosterplatz im Kreis herum, und als sie ihn erreichte, rief sie ihm zu: »Bleib hier, ich drehe eine Runde allein. Ich komme gleich«, sie klingelte und fuhr nun sicher zurück, das Fahrrad zog geradlinig durch die Gasse, und sie wendete dort, wo sich die Gasse verjüngt und zum Flaschenhals wird. Karim sah sie nun besser, weil Aida auf den Pedalen stehend zurückfuhr. Sie klingelte freudig, trat übermütig in die Pedale, erhob sich vom Sattel und stand, den Lenker nur locker mit den Fingerspitzen haltend. Sie ließ sich auch nicht mehr verrückt machen durch die Frauen, die plötzlich vor ihr Rad sprangen, sie klingelte, streckte Afifa die Zunge heraus und fuhr davon!

»Diese schamlose Verrückte ... Wenn sie Scham besitzen würde, wäre sie daran erstickt«, hörte sie Afifa rufen. Endlich sah sie Karim mit ausgebreiteten Armen, wie wenn er Jesus auf einem unsichtbaren Kreuz wäre, und sie flüsterte: »Ich liebe dich, solange mein Herz schlägt.«

Als sie ihn erreichte, bremste sie langsam und stieg mit geradezu majestätischer Eleganz ab. Sie lehnte das Fahrrad an die Mauer seines Hauses neben der steinernen Bank am Klosterplatz und drückte ihn an sich, »Danke«, flüsterte sie in seine Brust. Als sie zu ihm aufblickte, merkte sie, wie verschwitzt er war. Seine Stirn glänzte und einzelne Schweißtropfen hingen zwischen den Falten wie silberne Musiknoten. Er streichelte ihr den Kopf. »Du warst bezaubernd ... und frech«, sagte er, ließ das Fahrrad dort stehen, wo Aida es an die Mauer gelehnt hatte, und ging mit ihr

langsamen Schrittes zum Platz, um im Schatten die frische Luft zu genießen. Die steinerne Bank glühte fast unter der prallen Sonne.

Sie setzten sich auf einen Steinquader im Schatten, und er begann eine Melodie zu pfeifen, die Aida liebte. Aber er musste lachen in Erinnerung an Afifas vor Schreck verzerrtes Gesicht, da schaffte er es nicht mehr zu pfeifen. Aida ignorierte sein Lachen und piffte die Melodie vor, es glich dem Gesang eines Kanarienvogels. Karims Pfeifen hörte sich an wie das Quietschen einer alten Fahrradpumpe und zwischendurch wie ein Ballon mit einem Loch, aus dem gerade die Luft entweicht. Kinder, die in der Nähe Murmeln spielten, hielten inne, betrachteten das ältere Paar und mussten ebenfalls lachen, auch sie konnten lachend nicht pfeifen, was sie zu noch mehr Lachen reizte.

»Das geht nicht«, sagte Aida laut, »Lachen und Pfeifen sind Feinde. Du musst dich für eins von beiden entscheiden.«

Karim und Aida saßen noch lange auf dem Stein, und als es überall schattig wurde, zogen sie um und setzten sich auf die bequemere Bank an Karims Gartenmauer. Sie sprachen, lachten, piffen und küssten sich. Ein rothaariger Junge mit einem hellen, mit Sommersprossen übersäten Gesicht stupste seinen Spielkameraden an, der gerade mit einer Murmel auf eine andere zielte. »Schau, schau, sie sind verrückt«, sagte er zu seinem Spielkameraden, aber der beachtete ihn nicht. Er hatte schon vor einer Weile von seiner Mutter gehört, dass die zwei verrückt seien. Er konzentrierte sich lieber auf sein etwa drei Meter entferntes Ziel – »Sie sind so alt wie Opa und Oma und küssen sich wie die im Kino« –, der andere traf die Murmel und sprang schreiend vor Begeisterung hoch, erschreckte den Rothaarigen.

Auch Karim schreckte der Schrei aus der Tiefe seines Kusses auf. »Bleib hier, ich komme gleich«, flüsterte er Aida zu und ging durch die hölzerne Gartentür ins Haus. Kurz darauf kehrte er mit einem Tablett zurück, darauf standen zwei Gläser, eine Flasche Arak, eine Glaskaraffe mit Wasser und Eiswürfeln und eine Schale mit gesalzenen Erdnüssen.

Die Glaskaraffe war beschlagen, die Eiswürfel klirrten bei jedem

Schritt wie ferne Glocken, Aida schaute ihn an und verliebte sich aufs Neue in diesen begnadeten Genießer.

Sie stießen auf die gelungene »Feuertaufe« an und stellten ihre Gläser auf das Tablett.

»Jetzt saufen sie auch noch«, sagte der rothaarige Junge. Der andere beachtete ihn immer noch nicht, er wollte seine Glückssträhne nicht unterbrechen lassen und zielte auf eine Murmel.

Als die Sonne hinter den Häusern unterging, liefen die letzten Kinder nach Hause. Manche machten zwischendurch kleine Luftsprünge wie junge Fohlen.

Aida und Karim beobachteten still, wie die Abenddämmerung begann, die Farben der Häuser und das Grün der Klosterruine zu trüben. Die Dämmerung warf ihren dunklen Mantel über die Welt. Nur einzelne kleine Lichter im dunklen Leib der Stadt widersetzten sich der Dunkelheit. »Ich habe Hunger«, sagte Aida, schaute ihren Geliebten an, »und danach wollen wir ein Stündchen die Oud kitzeln«, fügte sie hinzu.

Karim ging voraus, er wollte an diesem Tag Aida besonders verwöhnen und ihr Lieblingsgericht zubereiten, Kebbeh im Backofen. Er nahm das Tablett mit der Arakflasche, der leeren Karaffe und den Gläsern. Aida schob das Fahrrad durch die Haustür in den Innenhof, wo der Fahrradschuppen stand.

Karim begann erneut zu pfeifen, diesmal die Melodie eines alten Liedes, das er mit Aidas Hilfe der Oud zu entlocken hoffte. Er dachte in der Küche daran, wie schwer es ihm fiel, die Oudsaiten präzise mit dem Federkiel zu treffen und dabei mit den Fingern der linken Hand die entsprechende Stelle an der Saite fest zu drücken.

Aida hatte ihm eine Oud geschenkt. Er hatte mehrere Instrumente probiert, bis er ein genau passendes gefunden hatte. Sie zeigte ihm, wie er sitzen und die Oud halten musste, damit sie nicht wegrutschte. Jeden Tag trainierte sie seine Finger, damit Karim lernte, genau zu greifen und saubere Töne zu erzeugen.

Und Karim staunte über Aidas Wissen. Sie schien nicht nur die Be-

schaffenheit des Instruments, sondern auch dessen Geschichte genau zu kennen.

»Vor dem Islam besaß die Oud drei Saitenpaare«, sagte sie ihm am ersten Tag, »dann fügte man im siebten oder achten Jahrhundert ein viertes Paar hinzu. Man ordnete damals jedem »Körpersaft / Element« ein Saitenpaar zu, und man färbte die Saiten zusätzlich ein, und zwar die höchste Saite gelb (gelbe Galle / Feuer), die zweite rot (Blut / Luft), die nächste weiß (Schleim / Wasser) und die tiefste schwarz (Schwarze Galle / Erde). Später, im neunten Jahrhundert, fügte man ein fünftes Saitenpaar hinzu für die Seele, ohne die die vier Körpersäfte nicht musizieren können.«

»Was für eine Farbe hat die Seele?«, fragte Karim.

»Man ließ das Saitenpaar durchsichtig«, sagte Aida, »weil die Seele unfassbar und wechselhaft ist.«

»Aber ich kann meine Seele fassen«, erwiderte Karim und zog Aida an sich, gab ihr einen Kuss, »und sogar küssen«, fügte er hinzu. Sie lachte: »Wie soll man so einen verliebten Schüler vernünftig unterrichten? Zurück zur Übung«, sie bemühte sich, ihre Stimme mit einem herrischen Ton zu verkleiden, aber ihr glucksendes Lachen schlug sofort wieder durch.

Karim übte täglich geduldig, aber die Melodie seiner simplen Übungen klang – verglichen mit der von Aida – zum Weinen schlecht. Er beschloss, es mit Humor zu nehmen. Allein dafür, Aida als geduldige, fürsorgliche und bescheidene Lehrerin zu haben, lohnte es sich, und er hoffte, dass er das Oudspiel eines Tages doch noch lernen würde. Er musste lächeln, als ein kleiner innerer Teufel ihm plötzlich ein Schild vor die Augen hielt, worauf stand: Die Illusion ist die Nahrung der Hoffnungslosen.

Aber auch ein Teufel kann sich irren.